

Der Müller will weg.

Das weiß das ganze Haus und das weiß es auch schon immer, sieht doch, wie er an den Briefkästen steht, den Rücken gerade, das Hemd gebügelt, weiß wie ein frisches Papierblatt. Er arbeitet im Büro, seine Hände sind sauber, seine Stirn glänzt nicht, vielleicht pudert er sie. Eine Frau Müller gibt es nicht.

Er wohnt hier vor allem und am meisten eines Gefühls an Überlegenheit wegen, wenn er einer hier wegkönnte, dann wäre er es. Wir wissen nicht viel über ihn, aber glauben daher seinen Bügelfalten, glauben seinen polierten Schuhe wie sie sich sorgsam über den staubigen Stein bewegen. Manchmal tu ich so, als wäre ich der Müller und mal mir das Weggehen aus.

Vor seiner Tür liegt ein Fußabtreter, der Henning meinte, er habe gesehen, wie er den Fußabtreter gestaubsaugt hat, anstatt ihn über dem Fenster oder im Treppenhaus auszuklopfen.

Der Henning hat dabei ganz große Augen gemacht, denn selbst macht der Henning nichts und dass seine Frau, die Lisl, den Fußabtreter gestaubsaugt hat, hat er noch nie gesehen. Der Henning ist mir Freund, weil man sich einen Menschen zum Freund nehmen muss und den Henning kann man sich leicht zum Freund nehmen. Da ist wenig in ihm, an dem man sich stören kann, überhaupt ist da wenig in ihm, auf eine angenehme Art.

Wenn ich den Henning im Gang treffe, unterhalten wir uns themenlos, wir staksen über ein Gelände, dass am Absterben ist, wir staksen über den Wertstoffplatz mit unseren Sätzen. Aber aus Totem und Halbtotem kann man noch einiges machen, manchmal fassen wir dabei einen Gedanken, den schreibe ich auf. Irgendwann werde ich es verkaufen, denke ich immer, irgendwann wird das alles hier etwas wert sein.

Sonntagabends ist es und ich laufe die Treppen hinunter, bringe den Müll hinaus, der Abfall der anderen Wohnungen quellt aus der zu kleinen Tonne. Dort zeigt sich die wahre Natur des Menschen, denke ich. Ich lege meine Tüte dazu, mit der rechten Hand verschließe ich die Nase. Zurück im Haus, der Henning steht quadratisch im Flur, er winkt mich zu sich. Von der Umgebung bekommt er selten viel mit, er lebt ganz in seinem Körper, der ihm genug Platz dafür bietet. Ich glaube, alles was er sagt, hat seine Frau ihm zu den Mahlzeiten eingeflüstert und wenn er mit mir redet, fließt es aus ihm heraus. Stelle mir den Henning als Kanal vor, die Wände aus hellem Metall, das aufblitzt, wenn man seine Zähne sieht. Hennings Zähne sind sanft.

Er winkt, seine Hände sind aufgeregt, die Finger verhaken, verfangen sich ineinander, ich habe Angst, er könnte über sie stolpern. Den Henning bekomme ich allein doch nicht wieder aufgestellt.

„Du“, sagt er, „ich hab den Müller getroffen, gestern. Weißt du, in einem Cafe hab ich den Müller getroffen.“

Ich nicke.

„Die Lisl hat nämlich gesagt, ich solle einkaufen, aber hab die Liste vergessen, bin also umgedreht. Und beim Rückweg, da war das Cafe und ich dachte, den kenne ich doch, den Umriss, das ist doch der Rücken vom Müller.“

Der Müller geht in Cafés, die man mit Apostroph schreibt.

Henning spricht das Wort andächtig aus. Sein Französisch ist das Sonderangebot bei Lidl, wenn es Croissants für 29 Cent gibt.

„Da dachte ich mir, ich geh auch rein, ins Cafe. War ja jetzt nicht einkaufen, hatte noch was an Münzen in der Tasche. Dachte, ich hol mir ne Schoki, setz mich zu ihm. Schon lang keine Schoki mehr getrunken. Hab mir ne Schoki geholt, aber als ich mich setzten wollte, kam ein Mann, der sah

bös aus. Hatte so nen verzogenen Mund, hatte Glatze, hatte Tattoos. Da hab ich mich an den Tisch hinter ihnen gesetzt. Hab gedacht, ich höre ihnen zu. Das sei ja auch schon fast ein Gespräch.”

Ich nicke.

„Da hat er erzählt, dass sie ne Bank ausrauben wollen. Hat gesagt, dann geht er weg von hier. Montagfrüh, meinten sie. Und dass man auch nicht direkt weg darf. Dass sie es, also die Beute bei ihm lassen können, fürs erste, bis Gras über die Sache gewachsen ist. Das hab ich nicht verstanden, wird doch bald Winter, da wächst nichts mehr. Hab mich umgedreht, sie sollen zum Frühling warten, hab ich gesagt, aber gehört haben sie mich nicht. Und schreien wollt ich nicht, soll ja nicht jeder mitkriegen, dass sie ne Bank ausrauben wollen.”

„Haben sie das so gesagt, haben sie Bankraub gesagt?“, frage ich. Henning betrachtet mich, als wäre ich dumm, „natürlich nicht, das kann man doch laut nicht sagen. Aber ich hab verstanden, worum es geht.“

Von dem kleinen Fenster oberhalb der schweren Eingangstür fällt ein letzter Rest Tageslicht auf seine glänzende Stirn. Wenn der Henning ein Kanal ist, wärmt das Licht seine Stirn und das, was in ihm schwimmt. Henning hat viel Oberfläche, es muss im Sommer warm in ihm werden, er trägt ganzjährig einen zufriedenen Blick.

„Hast du der Lisl erzählt?“, frage ich, aber er schüttelt den Kopf, „die ist so sanft, so lieb, meine Lisl, die würd sich Sorgen machen. Aber ich habs im Internet nachgegoogelt, das mit dem Gras. Das wächst nur auf Nährstoffen, sagt das Internet, und im Winter erfrieren die. Da wird jetzt kein Gras mehr drüben wachsen”.

„Aber wenn sie Papiergeld klauen, dann sind das doch Nährstoffe“, sage ich ironisch, „das waren doch mal Bäume”.

Er schlägt sich mit der Hand gegen die Stirn, dass es einen Knall macht, der im Treppenhaus wiederhallt. „Stimmt, bin ich nicht darauf gekommen.” Ich bin mir nicht sicher, ob er es ernst meint.

Von draußen hören wir ausländische Stimmen, ist es nur Einbildung, dass Fremdsprachen lauter sind als die eigene? Eine Großfamilie betritt das Gebäude, sie wohnen im dritten Stock, die Kinder verwechsle ich immer, jedes Jahr geben sie ihre Kleidung der Größe nach weiter, ich bin mir auch ihres Geschlechts nicht sicher. Henning meinte, diese Kinder sind der Grund für Unisex-Toiletten, weil die Mädchen die Kleidung von den Buben kriegen, wenn die Buben der Kleidung zu klein sind und die Mädchen ihrer eigenen Kleidung zu groß und dann geben diese Mädchen die Kleidung an die Buben weiter, die noch kleiner sind und die ganze Familie trägt lange Haare.

Henning zieht mich in die Nische zwischen den Briefkastenreihen und der Aufzugstür, sein Körper ragt in den Flur hinein. „Man muss leise sein mit Bankrauben”, erklärt er mir. Die Kinder deuten auf ihn und lachen.

„Servus”, rufe ich hervor, weil ich manchmal andere Dialekte ausprobiere, wenn ich weltzugewandt und offen sein will, „Grüezi mitanand”, aber mein Mund hat sich in Hennings Rücken verfangen und es missglückt mit. Ich schmecke das Salz vom Schweiß der letzten Tage.

„Was machen wir jetzt”, fragt mich der Henning, „müssen wir was tun?”
„Was können wir denn tun?”, frage ich, und denke über „weg“ nach.

Es gibt schönere Viertel, da stehen Pappeln oder zumindest Buchen in Alleen. In den Parks kann man Enten zählen, aber es gibt keine Zigarettenstummel auf dem Erdboden. Wenn mir langweilig ist, zähle ich im Innenhof Zigarettenstummel und ist es eine gerade Anzahl, bringt der nächste Tag Glück. In diesen Parks aber kann man weder Zigarettenstummel, noch Junkies, noch Adidasjacken, noch neben Mülleimer geworfene Pappbecher und Teller zählen, in diesen Parks ist ohnehin alles von gerader Anzahl.

In den Vierteln wohnen Familien mit zwei geschlechtsunterscheidbaren Kindern und einem Briefkasten, zu dem man von der Haustür einen Gartenweg entlanglaufen muss. An den Pechtagen gehe ich ungerne durch solche Viertel, dann sind meine Gedanken zu laut und vergleichen alles. Ich habe von einer Person gelesen, die hat sich umgebracht, weil sie sich so sehr verglichen hat mit den Nachbarn, die Kinder, Autos und einen Golden Retriever hatten. Wenn ich hier wohnen würde, wäre mir meine Kinder und Autos und Golden Retrieverlosigkeit mir Schaden zuzufügen. Das weiß man ja nicht, was passieren würde, da muss man aufpassen.

Letzte Woche habe ich mir das Golden Retrieverbild aus dem Prospekt von Lidl ausgeschnitten und mit Tesafilm an den Kühlschrank geklebt.

Henning sagt, „wir könnten die Bank warnen. Aber das wäre gemein dem Müller gegenüber.“ Ich sage, dass wir nicht wüssten, um welche Bank es sich handle, wir haben verschiedene Filialien in unserer Stadt. Henning sagt, dass er das noch nie verstanden hatte, warum es von allem immer mehreres braucht, sogar von den Spirallennudeln und dem Basmatireis. Ich sage, das habe etwas mit Wettbewerb zu tun. Wieso es den brauche, immer müsse es Gewinner geben. Er senkt den Kopf und sagt, dass er sich manchmal wie ein Verlierer vorkommt, er sagt das leise, aus sich heraus, das hat die Lisl ihm nicht gesagt. Das muss in ihm entstanden sein, hat sich an den Röhren verkalkt. Da steht ein trauriges Kind, aber einen weinenden Henning, das kann ich jetzt nicht, ich räuspere mich so laut, dass der Flur keucht, „das ist eben so.“

Sein T-Shirt macht einen Schritt nach vorne, mir in die Nase, ich atme Henning ein.

„Was machen wir dann?“, fragt er, ich zieh mir sein T-Shirt aus der Nase.

„Nichts machen wir.“, es fällt schwer in dem Haus flur über Veränderung zu sprechen.

„Aber müssen wir uns nicht entscheiden? Für wen wir sind? Dem Müller helfen, vielleicht gibt er uns was ab? Oder der Bank? Vielleicht gibt die uns was?“

Von der Decke seilt sich eine Spinne bis knapp über Hennings Stirn ab. Ich frage mich, ob sie ausrutscht, wenn sie sich darauf setzt.

Ich zucke mit den Schultern.

Henning packt mich und vergisst seine Kraft. „Stell dir vor, was wir dann machen könnten, wenn man uns was abgibt!“

Ich nicke und reibe meinen Oberarm. Die Spinne klettert ein Stück nach oben. Der Faden lässt sie von der einen in die andere Richtung schwingen, sie fängt sich an der Wand und klettert nach oben. Der Großteil der Spinnen ist einzelgängerisch und aggressiv gegenüber seinen Artgenossen. Es gibt jedoch auch Spinnen, die in Kolonien, Kohorten leben.

„Du“, sage ich und stakse mit einem riesigen Schritt aus dem Wertstoffhof hinaus, „ich bin müde, muss jetzt wirklich mal was essen und dann schlafen. Lass uns morgen nochmal reden.“

Hennings Stirn runzelt sich, er schiebt sich hinter die Deckenlampe, bis seine Stirn nicht mehr glänzt und ich mir keine Sorgen mehr machen muss um die Spinne.

„Die Lisl wartet bestimmt schon“ und er nickt, er sagt, bis morgen. Den Aufzug füllt das unangenehme Schweigen, das entsteht, bewegt man sich nach einem Gesprächsende in dieselbe Richtung.

Mich weckt ein Klopfen um zehn Uhr morgens.

„Der Müller war da, heute früh, hab gesehen, wie er wieder gegangen ist. Hat glücklich gewirkt.“ Ich wische mir Henning aus den Augen, bis sein Bild scharf wird. Er trägt einen großen Rucksack auf dem Rücken.

„Wir können den Trick mit dem Draht probieren“, schlägt einen Comic von Donald Duck auf und streckt mir eine Büroklammer entgegen.

Wir knien auf Müllers Fußabtreter. Henning bohrt im Schlüsselloch, er sagt dabei nichts. Ich frage mich, wie sich die Menschen in den weißen Häusern unterhalten, worüber, über den Hund, über die Alleen, ob dort mehr passiert als hier, selbst wenn die MenschenproFläche-Zahl kleiner ist. Aber die FlächeproMensch-Zahl ist größer, vielleicht gibt es mehr Platz zum Passieren.

„Ich glaub, das geht nicht“, sage ich.

Aber in Henning ist so viel Platz, Henning glaubt immer an alles und glaubt auch alles, das man ihm sagt, die FlächeproHenning ist groß genug, dass er nicht weg muss.

Es knackt und die Tür springt auf. Wir stehen auf dem Fußabtreter und schüchtern so vor uns hin, weil niemand den ersten Schritt machen mag. So vertraut sind wir einander nicht, dass wir miteinander anstandslos werden.

Der Henning steht vor mir, da geb ich ihm doch einen kleinen Stoß, bis er ins Zimmer fällt. Mit ihm darin ist das Zimmer kleiner, jetzt betrete auch ich es. Die Wohnung ist eine Spiegelung meiner Wohnung, die Einrichtung noch minimalistischer.

„Wir müssen unters Bett schauen“, sagt Henning und verweist auf das Bild von Dagobert Duck, der einen Sack voller Diamanten in den Bettkasten schiebt.

Henning öffnet die Tür zum Schlafzimmer und legt sich auf den Boden wie ein gestrandeter Wal. Henning wäre ein guter Wal geworden, denke ich, und überlege wie viel dran ist an der buddhistischen Wiedergeburt. Ich lege mich zu ihm und fühle mich wie ein Golden Retriever.

Unter dem Bett liegt ein Sack.

„Das kann alles sein“, sagt Henning und ich nicke und wir wissen beide nicht, ob wir und der jeweils andere, das überhaupt wissen wollen.

„Es könnte auch ein Toter sein“, sagt Henning, „der Bankangestellte vielleicht“, jetzt lässt mich auch diese Idee nicht mehr los.

Wir werden das Liegen nicht müde. Ich drehe mich auf den Rücken, die Zimmerdecke sieht von hier sehr fern aus, ein Fensterspalt kreuzt mein Blickfeld.

Müllers Draußen ist die Rückwand des identisch konstruierten Nachbargebäudes, das sich denselben Innenhof teilt. Das ist, als würde man sich dauernd im Spiegel sehen, aber nicht mögen. Der Sack ist aus Leinen und oben mit einem Seil zugeknotet, man könnte ihn an dem Seilende herausziehen.

„Ich wills nicht wissen.“, sagt Henning.

Er steht auf, nimmt den Rucksack vom Rücken und zieht eine Packung Blumenerde hervor. Er schneidet sie mit einem Taschenmesser auf und beginnt die schwarze Erde unter dem Bett zu

verteilen. Hält mir den Beutel hin, aber ich schüttle den Kopf. Er zuckt mit den Schultern und fährt vor.

Bückt sich dann und wirft Samen aus einer kleinen grünen Papiertüte hinterher. „Hatten leider kein Gras, sind Balkonblumen von letztem Jahr, hoffe mal, die sind noch gut.“ Zuletzt bewässert er die Erde mit einer 0.5l Flasche Mineralwasser.

„Die brauchen doch Licht.“, sage ich, aber er widerspricht, „das sind Schattengewächse.“

Die Erde wirft ein Muster auf den Parkettboden, aber ich weiß nicht, was es darstellt. Eine unbeschwerte Kindheit ist die freie Interpretation von Wolken. Wie entwächst man seinem Aufwachsen, man rennt weg. Die Blumenerde ist dunkelbraun, beinahe schwarz, ich versuche darin Bedeutung zu sehen.

Henning verlässt die Wohnung zuerst, er dreht sich nicht um. Ich schaue noch einmal zurück und überlege den Inhalt des Sackes unter dem Bett, den Wert eines Golden Retrievers.

Statt die Tür ins Schloss zu werfen, bremst meine Hand sie ab, lässt sie angelehnt.

Henning nimmt den Aufzug nach oben, ich sage ihm, ich nehme die Treppe und bleibe auf der ersten Stufe stehen.